

## **„Meine Sprache ist sensibler als deine!“**

Zu den Paradoxien vermeintlich diskriminierungsfreien Sprachgebrauchs

Ralf Vogel, Professor für germanistische Linguistik, Universität Bielefeld

Bielefeld, 5.5.2021

(Vorab: wir gebrauchen in der Linguistik Symbole am Anfang eines Sprachbeispiels, um Grade von Wohlgeformtheit zu benennen, ein ‚\*‘ steht für falsch/nicht möglich, ein oder mehrere ‚?‘ für verschieden stark reduzierte Wohlgeformtheit, ohne völlig ausgeschlossen zu sein)

So vor 3 Jahren ungefähr war es, dass ich in meinen Seminarraum kam, ein Grammatikkurs für das Grundschullehramt. An der Tafel stand der Satz „*Biochemiker sind die besseren Studenten*“. Die günstige Gelegenheit nutzend, fragte ich in der Seminargruppe herum, wie der Satz verstanden wird, von wem er handelt usw. Die mehrheitlich weibliche Gruppe (unsere Studierenden sind größtenteils aus Bielefeld und Umland mit einem erheblichen Anteil nicht-akademischer Elternhäuser) war der Meinung, dass der Satz geschlechtsunspezifisch zu interpretieren sei. Der Meinung, dass er von Männern handelte, schloss sich niemand an. Mit der Diskussion um geschlechtersensible Ausdrucksweise im Hinterkopf hatte mich dies sehr überrascht.

Ein Student fügte noch hinzu: „aber das darf man ja schon nicht mehr laut sagen“. Nach meiner Wahrnehmung ging die hier thematisierte Einschüchterung (damals noch?) nicht vom Lehrpersonal oder der Verwaltung unserer Universität aus, eher würde ich da auf studentische Gruppen tippen, die zusammen mit einem allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs ein bestimmtes Klima in (Teilen) der Studierendenschaft herstellen. Inzwischen hat der Aktivismus breitere Teile der akademischen Zunft (wie der Öffentlichkeit) erfasst, die Linguistik ist da keine Ausnahme. Der Einsatz für eine Veränderung schriftlicher und mündlicher Ausdrucksweisen in Richtung einer vermeintlich „gendersensibleren“ Sprache unterstellt, dass bislang breit genutzte Ausdrucksweisen wie das sogenannte generische Maskulinum dieser Anforderung nicht hinreichend gerecht werden.

Das, man muss es immer wieder betonen, ist nach wie vor bloß eine *ideologisch* begründete Wertung, die durch wissenschaftliche Evidenz nicht gut bestätigt ist. Die einschlägigen empirischen Studien, vor allem psychologische und psycholinguistische Laborstudien, kranken daran, dass die gefundenen Effekte meist eher klein sind, die Studiendesigns mangels sauberer linguistischer Herleitung keine klaren Schlussfolgerungen erlauben und die Autorengruppen sichtbar parteiisch argumentieren. Im Detail möchte ich dies hier aus Platzgründen nicht ausführlicher darlegen.

Das Rad scheint sich ohnehin weitergedreht zu haben. Der Genderstern ist inzwischen nicht nur zum Symbol für den Einsatz gegen geschlechtsbezogene Diskriminierung geworden, sondern Bestandteil des allgemein ausgerufenen „Kampf gegen Rechts“, zu dem sich zu bekennen allgemein zum guten akademischen Ton gehört, ohne geklärt zu haben, was mit „Rechts“ gemeint ist. Das führt dazu, dass schon jemand, der bloß den Genderstern ablehnt oder gar das sogenannte generische Maskulinum gut findet, Gefahr läuft, in dieses „Rechts“ einsortiert zu werden. Das geht zu weit.

Denn tatsächlich, das ist meine Überzeugung, handelt es sich bei diesem akademischen Sprach-Aktivismus eben *nicht* um ein neues, entschiedenes Engagement gegen eine neue Gefahr von Rechts. Das ist bloß eine der in unserem Milieu leider üblichen Selbsttäuschungen („Wir sind die Guten“). Vielmehr verbirgt sich dahinter der althergebrachte, allzu bekannte Kampf gegen „Unten“, der gerade in Sprachdingen eine lange Tradition hat.

Es war leider schon immer eine akademische Untugend, den eigenen Sprachgebrauch, das eigene Sprachgefühl als einzig richtig zu verabsolutieren, über die Ausdrucksweise „einfacher“ Leute reichlich unsensibel die Nase zu rümpfen, und sich über eine immer nur eingebildet sensiblere Ausdrucksweise vom vermeintlich un-

gebildeten „Pöbel“ sprachlich abzugrenzen. Man kann dazu moderne Sprach“ratgeber“ genauso als Beleg heranziehen wie beispielsweise die großen Grammatiker des 18. Jahrhunderts Gottsched und Adelung.

Sprache ist an sich eine sehr basisdemokratische Veranstaltung. Die Behauptung von Autorität über Sprache stellt deshalb eine Anmaßung dar, die wir Linguistinnen und Linguisten als Empiriker (eigentlich ...) zurückzuweisen gelernt haben und die allgemein zurückgewiesen sollte. Dass die akademisch gebildete Schicht dafür notorisch anfällig ist, hat damit zu tun, dass akademische Ausbildung notwendigerweise eine *sprachliche* Aus-Bildung beinhaltet. Die Einschätzung, deshalb eine Sprache „besser“ zu können und auch die Qualität der Ausdrucksweise anderer beurteilen und Reformvorschläge unterbreiten zu dürfen, liegt wohl einfach zu nahe. Sie bleibt aber eine in der Sache nicht begründete Anmaßung. Denn letztlich handelt es sich bei der akademischen Sprachkompetenz auch nur um eine bestimmte Art von Spezialisierung wie sie jeder Beruf mit sich bringt.

Die akademische Anmaßung von Autorität in der Sprache ist kontraproduktiv, weil sie der vornehmsten Funktion einer Sprache, nämlich der Gemeinschaft, der sie gehört, *in deren Vielfalt* zu dienen und ihren Zusammenhalt zu fördern, zuwiderläuft. Gleichzeitig war und ist sprachlicher Stil ein natürliches, im Prinzip unproblematisches Distinktionsmerkmal für soziale Gruppenzugehörigkeit. Abzulehnen ist lediglich ein damit verbundener Überlegenheitsanspruch, sowie generell die Verwechslung solcher sprachlich-stilistischen Gruppenmerkmale mit Merkmalen der allgemeinen Sprache, die nur als große Vielfalt denkbar ist und ihre Träger zu Toleranz und Respekt gegenüber anderem Sprachgebrauch verpflichtet.

Ein Verstoß gegen diese Verpflichtung, eine demonstrative Aufkündigung der gemeinsamen vielfältigen Sprache, steht am Anfang des sprachpolitischen Aktivismus, typischerweise nach folgendem Muster:

A: *Meine Leser ...*

B: *Das heißt: „meine Leser\*innen“*

B korrigiert A, obwohl B sehr wohl versteht, was A meint (worauf sonst bezieht sich *Das* in Bs Antwort?), und damit bestätigt, dass das sogenannte generische Maskulinum ein Mittel der deutschen Sprache ist. Person B maßt sich eine Autorität an, die ihr nicht zusteht. Weder Haltung, noch Methode des Aktivistin B stehen im Einklang mit dem Ziel der Verringerung von Diskriminierung.

Radikalität war immer schon das Privileg des akademischen Nachwuchses. Heute äußert sie sich offenbar noch stärker als früher im (wie gesagt im eigenen Milieu ausgesprochen anschlussfähigen) Naserümpfen über nicht genehme Ausdrucksweisen, wie es das fiktive Zitat in der Überschrift ausdrückt. Das dabei entstehende Klima kann in der Ausbildungsinstitution Universität eine kontraproduktive Situation schaffen: wer sich den ungeschriebenen Vorgaben in der Ausdrucksweise nicht gewachsen fühlt, wird sich ins Schweigen zurückziehen. Schweigende Talente lassen sich aber nicht entdecken und somit auch nicht fördern.

Schon deshalb, und im Wissen um die immense sprachliche Vielfalt einer Gemeinschaft von über 100 Millionen Deutsch Sprechenden, darunter ein dynamisch wachsender Anteil Mehrsprachige und Nicht-Muttersprachler, verbietet es sich für eine dem offenen Diskurs verpflichtete Institution, Sprachregelungen über das absolut notwendige Maß hinaus zu thematisieren oder gar verpflichtend zu machen. Der Toleranz und der Förderung von Ausdrucksvielfalt ist immer unbedingt Vorzug zu geben. Die Funktionalität einer Sprache zeigt sich gerade darin, dass sie den Austausch zwischen Menschen ganz unterschiedlicher Überzeugungen mit vielfältigsten Biographien und Zugehörigkeiten gewährleistet. Regelungen mit allgemeinem Geltungsanspruch sollten deshalb aus allgemeinem Interesse und im Hinblick auf die tatsächliche Vielfalt formuliert sein. Akteure innerhalb einer Universität, die dies nicht beherzigen, gefährden das Erreichen unserer Ausbildungsziele.

Ohnehin werden pauschale Vorgaben wie zum Beispiel der Verzicht auf das sogenannte generische Maskulinum dem Wesen der Sprache überhaupt nicht gerecht. Allenfalls zeigt sich darin fehlender Sachverstand, den

ich als Linguist dem Laien jedenfalls dann übel zu nehmen beginne, wenn er zur Grundlage verpflichtender Regelungen wird. Als Beispiel sei das doch recht verbindlich gemeinte Handbuch zum Corporate Design der Universität Bielefeld genannt, in dem es heißt :

„Durch gängige Metaphern und Ausdrücke und durch das generische Maskulinum, das noch immer häufig verwendet wird, verfestigen sich patriarchale Strukturen und Stereotype.“

([https://www.uni-bielefeld.de/intern/aussenauftritt/design/2020-01-08\\_Handbuch.pdf](https://www.uni-bielefeld.de/intern/aussenauftritt/design/2020-01-08_Handbuch.pdf)

Version vom Dezember 2020, S. 31, abgerufen am 2.4.2021, nur intern abrufbar)

Wieso findet eine solche sehr Streitbare Meinungsbekundung ihren Weg in ein offizielles Dokument der Hochschulverwaltung? Haben die Verantwortlichen eine Umfrage gemacht, ob dies der einhelligen Meinung der Universitätsbelegschaft entspricht? Die Herabwürdigung einer Ausdrucksweise, wie hier des sogenannten generischen Maskulinums, kann auch die Herabwürdigung derjenigen, die sie verwenden, signalisieren. Mir ist nicht klar, ob den Verfassern des Handbuchs dies nicht bewusst ist – als Bestandteil des Kampfes gegen „Rechts“ ist das wohl so intendiert, so steht zu befürchten. Jedenfalls ist es fatal, wenn eine allgemeinverbindliche Sprachregelung, über die eben keine breite Einigkeit besteht, der Gemeinschaft von einer ihrer Fraktionen aufzuzwingen versucht wird.

Aus fachlicher Sicht wird dies wesentlich differenzierter beurteilt, zumindest solange man sich nicht selbst diesem Aktivismus angeschlossen hat. Ich muss aber einsehen, dass auch die Linguistik durch diesen übergriffigen Aktivismus zunehmend gespalten wird.

Grundsätzlich, darüber besteht Einigkeit, sind die sprachlichen Mittel, die uns zur Verfügung stehen, so vielseitig verwendbar, dass ihnen nur sehr selten eine präzise Grundbedeutung zugesprochen werden kann. Für Bedeutungsfragen ist es deshalb immer entscheidend, was mit einer Aussage tatsächlich *gemeint* ist. Eine bestimmte Wortwahl unabhängig vom damit Gemeinten bewerten zu wollen, wird der Natur der Sprache nicht gerecht.

Im Falle des sogenannten generischen Maskulinums reden wir über ein etabliertes sprachliches Mittel, das über Jahrtausende entstanden ist, durch den Sprachgebrauch zu einem effizienten, vielseitig einsetzbaren Werkzeug geformt wurde und bei weitem nicht so eindeutig in seinen Bedeutungseffekten bewertet werden kann wie seine Kritiker wohl annehmen. Je nach Situation und Verwendungszweck sind die Ausdrücke dieser Gruppe sprachlicher Zeichen des Deutschen mal stärker, mal schwächer, mal gar nicht auf das männliche Geschlecht festgelegt. Trotzdem sind sie zuverlässig verwendbar, weil der Verwendungskontext in der Regel zu Eindeutigkeit führt. Was hier gilt, gilt wie gesagt allgemein: Es ist diese Flexibilität der Einsatzmöglichkeiten bei gleichzeitiger Zuverlässigkeit im Kontext, die die Wörter unserer Sprache so effizient macht. Reden wir über unsere Sprache:

- (1) a. *Da hinten steht unser neuer Gast, eine sehr nette Frau*
- b. *Da hinten steht unser neuer ?Chef/??Nachbar/??Freund/??Lehrer, eine sehr nette Frau*

Warum geht in (1a), was in (1b) nicht geht? GAST ist eines der seltenen relevanten Lexeme des Deutschen, deren Gegenstück mit *-in* nicht allgemein gebräuchlich ist. *Gästin* können wir zwar bilden. Es wird aber nicht von uns erwartet, dass wir es auch benutzen, wenn es sinnvoll wäre. Dies im Unterschied zu *Chefin* (hier vielleicht nicht so deutlich), *Nachbarin*, *Freundin*, *Lehrerin*. Was wir hier beobachten, ist ein aus der Theorie der *konversationellen Implikaturen* bekannter Effekt: wir formulieren in der Regel so, dass wir aus dem *etablierten Inventar* der Sprache die bestmögliche Ausdrucksweise wählen und erwarten das auch von unseren Kommunikationspartnern. *Gästin* ist nicht etabliert, also ist *Gast* in (1a) der bestmögliche etablierte Ausdruck, während im Fall (1b) die etablierten weiblichen Formen erwartet werden. Die vermeintliche Unmöglichkeit der geschlechtsneutralen Interpretation ergibt sich also erst aus der *Arbeitsteilung im etablierten In-*

ventar beispielsweise von *Freund* und *Freundin*, sie ist aber *keine* Eigenschaft von *Gast*, *Freund*, *Nachbar*, usw. an sich.

Die Ausnahme der nicht etablierten *Gästin* bestätigt also die Regel des sogenannten generischen Maskulinums. Die Einführung des Gendersterns zielt auf eine ähnliche Arbeitsteilung ab: erst dadurch, dass man überhaupt eine neue Form kreiert, der man größere Geschlechtersensibilität unterstellt (in einer Art Autosuggestion), etabliert man eine Arbeitsteilung, durch die die ältere Form, das sogenannte generische Maskulinum, und damit natürlich ihre Verwender in Verruf gebracht werden, und schafft damit den Anpassungsdruck, von dem in der eingangs geschilderten Anekdote die Rede ist – und gegen den sich zurecht gewehrt wird. Aus diesem Grund sind auch scheinbar banale Änderungen wie *Studierendenwerk* (für *Studentenwerk*) nicht harmlos. Sie kreieren genau genommen erst die unsensible Sprache, die sie zu überwinden trachten: der *Gast* wird erst zum Mann, wenn es die *Gästin* gibt (also das Wort etabliert ist).

Die Einschränkung auf männliche Personen bei der Verwendung sogenannter generischer Maskulina kann allerdings nur dann eintreten, wenn Geschlecht (mit)gemeint sein *kann*, sich also mit dem betreffenden Wort auf (einzelne) konkrete Personen bezogen wird. Die sprachlichen Zeichen, um die es hier geht, haben aber eine Vielzahl weiterer Verwendungsmöglichkeiten, in denen folgerichtig Männlichkeit keine Rolle spielt. Linguistisch gesehen gibt es zunächst einmal keinen Grund, die verschiedenen Vorkommen von *F/freund* in (1b, 2a-c) nicht auf denselben einen sprachlichen Grundbaustein (mit ein- und derselben vagen Grundbedeutung) zurückzuführen.

- (2) a. *freundlich, Freundschaft, sich anfreunden mit, befreundet sein ...*  
b. *Maria ist mein bester Freund*  
c. *Meine Freunde sind alle da*  
d. *Bürgermeister, Lehrerausbildung, Einwohner(-zahl)*

In manchen Beiträgen zur geschlechtersensiblen Sprache scheint von einer Gleichwertigkeit der Varianten mit und ohne *-in*-Endung ausgegangen zu werden. Die *-in*-Form ist jedoch von der endungslosen abgeleitet und stark eingeschränkt in ihren kombinatorischen Möglichkeiten (*\*unfreundinlich, \*sich anfreundinnen mit, \*Freundinschaft*). Auch *Bürgermeister* ist ein gutes Beispiel. Ein weibliches Exemplar als *Bürgermeisterin* zu bezeichnen, ist üblich. Das Bedürfnis, auch den ersten Teil des Wortes zu gendern, dürfte geringer ausgeprägt sein: *Bürger\*innenmeisterin*. Das ist dann wieder eine Frage der Weltanschauung: *Bürger-* und *Bürger\*innen-* sind in diesem Kontext jedenfalls hinreichend bedeutungsgleich, und dann liegt die Würze in der Kürze. Wer hier den Genderstern verwendet, macht das demonstrativ, um eine Parteilichkeit zu signalisieren, und darf deshalb nicht verlangen, dass es zur allgemeinen Regel wird.

Natürlich ist Geschlechtsneutralität allgemein für die Mehrzahlformen dieser Maskulina leichter möglich. Mehrzahlformen sind auch von der Systematik der standarddeutschen Grammatik her nicht nach Geschlecht differenziert (was ist das grammatische Geschlecht von *Leute*?). Aber auch in der Einzahl liegt für verwaltungssprachliche Ausdrücke wie *Einwohner* eine Geschlechtszuschreibung eher fern, da sie eben hauptsächlich in einer abstrahierenden Weise verwendet werden (haben Sie schon einmal zu irgend jemandem *Ich bin ein Einwohner / eine Einwohnerin* gesagt oder *Wer ist denn dieser Einwohner?* gefragt?). Ähnliches gilt für andere typische Rollenbezeichnungen wie das in die Rede gekommene *Kunde*. Die Umbenennung des *Studentenwerks* in *Studierendenwerk* beispielsweise war deshalb eine rein *politische* Handlung, Resultat der Durchsetzung einer bestimmten politischen Sichtweise auf sprachliche Ausdrucksweisen. Linguistisch gesehen sind die beiden Wörter bedeutungsgleich und erfüllen ihre Funktion deshalb auch gleich gut. (Würde eine Studentin auf eine *Studententoilette* gehen dürfen? – Ist es wirklich so eindeutig, wie dieser Ausdruck zu verstehen wäre?)

Im tatsächlichen Sprachgebrauch verhalten wir uns ziemlich pragmatisch. Für spezielle Verwendungskontexte wie beispielsweise Überschriften (*Dürfen Beamte streiken?*) wird das Maskulinum aufgrund seiner Kürze

und Einfachheit auch bei Geschlechtsneutralität bevorzugt, sogar die Einzahl (*Darf ein Beamter streiken?*) ist möglich. In der Anrede wiederum (*Liebe Kollegen!, Liebe Zuschauer!, Lieber Kunde!*) wirkt das Gleiche unhöflich, sofern es nicht nur um Männer geht. Der folgende aktuelle Beleg zeigt, dass auch der Teaser einer Meldung auf einer Webseite einen Kontext für kurze Ausdrucksweise darstellt:

### **NRW führt Corona-Testpflicht an Schulen nach Osterferien ein**

**Nun kommt sie: die Testpflicht für Schüler. Die Landesregierung will noch beraten, ob es Unterricht in Schulen trotz steigender Corona-Zahlen nach den Osterferien gibt.**

Die NRW-Landesregierung will eine Testpflicht für Schülerinnen und Schüler einführen. ...

(<https://www1.wdr.de/nachrichten/landespolitik/corona-ostern-schulen-100.html>, abgerufen am 2.4.2021)

Regelmäßige geschlechtsneutrale Verwendung finden wir bei Tiergattungen wie in (3a):

- (3) a. *Da hinten steht ein Löwe, und zwar eine Löwin*  
b. *??Da hinten steht ein Lehrer, und zwar eine Lehrerin*

Wie am Vergleich von (3a) und (3b) erkennbar ist, geht mit der Bezugnahme auf *menschliche* Individuen eher eine (implizite) Zuschreibung von Geschlecht einher als bei Bezugnahme auf Tiere: (3b) wirkt eher widersprüchlich als (3a). Hier steckt eines der Kernprobleme der Diskussion. Die Sprachgemeinschaft hat aber längst vielfältige situativ angepasste Lösungsstrategien für Formulierungsprobleme dieser Art entwickelt. Echte Geschlechtsneutralität in Verbindung mit grammatischem Maskulinum finden wir beim W-Pronomen (*wer, wem, wen*), wie überhaupt an den Pronomina die Probleme gut studiert werden können:

- (4) *???Wer schwanger ist, der sollte nichts Schweres heben. Er sollte das seinem Mann überlassen.*

Der zweite Satz in (4) in Isolation handelt wohl eher von einem schwulen Paar. Tatsächlich wirkt er in diesem Kontext irritierend. Die Erklärung dafür bringt uns zur Mehrdeutigkeit des grammatischen Merkmals des Geschlechts, die besonders bei Pronomina auftritt (aber eben auch die Probleme mit dem sogenannten generischen Maskulinum heraufbeschwört):

- (5) a. *Er liegt auf dem Tisch*  
b. *Wer liegt auf dem Tisch?*

In (5a) kann sich *Er* auf ein Ding oder eine männliche Person beziehen, in (5b) *Wer* aber nur – geschlechtsneutral! – auf eine Person. Handelt es sich in (5a) um ein Ding, ist *Er* durch Übernahme des grammatischen Geschlechts (z.B. *der Schlüssel*) motiviert. Handelt es sich um eine Person, signalisiert *Er* biologisches Geschlecht der gemeinten Person. Beim Schlüssel ist die „Männlichkeit“ also eine Eigenschaft des Wortes, bei der männlichen Person ist sie eine Eigenschaft desjenigen in der außersprachlichen Welt, auf den sich mit *Er* bezogen wird.

Auf *Wer* in (4) kann sich im ersten Schritt nur mit *der* bezogen werden, obwohl es sich um eine Frau handeln muss (*\*Wer ... die ...*): das grammatische Geschlecht von *Wer* bestimmt die Wahl. Im Folgesatz wirkt das genauso grammatisch motivierte *Er* aber irreführend, weil es nun wirkliches männliches Geschlecht signalisiert, insbesondere im Verbund mit *seinem Mann*. Das Problem, hier wie im Falle des sogenannten generischen Maskulinums, liegt darin, dass das grammatische Geschlechts-Merkmal grammatisch (also nicht bedeutungstragend) oder wirklichkeitsbezogen (also bedeutungstragend) aufgefasst werden kann, wobei (4) eine Faustregel für Pronomina illustriert: je näher zum Ausgangswort, desto eher grammatisches Geschlecht, je weiter weg davon, desto eher wirkliches Geschlecht. Die Lösung hier ist ähnlich wie in den Fällen mit sogenanntem generischen Maskulinum, man muss explizit werden, zum Beispiel:

(6) ... *Die Schwangere sollte das ihrem Mann überlassen*

Nicht verschwiegen werden soll, dass in (4) ein bisschen getrickst wurde, indem das traditionelle Familienmodell aufgerufen und im Ausdruck *seinem Mann* mit dem homosexuellen kontrastiert wurde. Mein Eindruck ist, dass das Ausgangsproblem sich mit geschlechtsneutraler Variation am Ausdruck *seinem Mann*, und einer damit verbundenen Öffnung für diverse Familienmodelle, entschärfen lässt (angedeutet durch den Schwund der Fragezeichen):

- (7) Wer *schwanger ist*, der *sollte nichts Schweres heben*. ...  
a. ??*Er sollte das seinem Partner überlassen*.  
b. ??*Er sollte das Anderen überlassen*.

(und sowieso wäre (4) völlig korrekt, wenn von einer mit einem Mann verheirateten, ursprünglich weiblichen Person die Rede wäre, die während ihrer Schwangerschaft ihr wahres männliches Ich entdeckte)

Für den Anglizismus *Popstar* lässt sich keine *-in-Form* (\**Popstarin*) bilden. Er ist dementsprechend eindeutig geschlechtsneutral (*Da hinten steht ein Popstar* – Mann oder Frau?). Das in (4) illustrierte Problem lässt sich nun auch mit *Popstar* nachbilden:

(8) Jeder Popstar nimmt Drogen, heißt es. Ich kenne aber einen, der keine Drogen nimmt. Er singt in einer irischen Band.

Vielleicht lässt sich *einen* im zweiten Satz noch geschlechtsneutral verstehen, *Er* im dritten Satz aber sicher nicht mehr. Auch hier wird es nötig, expliziter zu werden, wenn von einer Frau die Rede sein soll (zum Beispiel *Es ist die Sängerin ...*), obwohl *Popstar* zu Beginn zweifelsfrei geschlechtsneutral ist: mit Distanz zur Ausgangsform wird auch hier das wirkliche Geschlecht beim Verstehen der Pronomina bevorzugt. Es ist möglich, dass diese Regel neueren Datums ist. Der folgende Beginn von *Rothkäppchen* in der Fassung der 7. Auflage der Grimmschen Hausmärchen von 1857 zeigt, wie strikt dort noch bei Pronomina nach dem grammatischen Geschlecht gegangen und gewechselt wurde – ein Muster, das recht durchgängig in den Hausmärchen zu finden ist und heute befremdlich wirkt:

*Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm ...*

(<https://khm.li/Rothkaeppchen>, abgerufen am 2.4.2021)

Zu beobachten ist hier auch die übliche Strategie, alternierend Pronomina und nominale Vollformen (*eine ... Dirne, dem Kinde, ...*) zu verwenden. Auf diese Weise ist auch in (8) Geschlechtsneutralität absicherbar, beispielsweise durch folgende Variante des dritten Satzes:

(9) Diese Person singt in einer irischen Band.

Fassen wir zusammen: das Formulierungsproblem, um das es hier geht, liegt in einer Ambivalenz des grammatischen Geschlechtsmerkmals, die bei allen Ausdrücken auftritt, die auf Personen bezogen sind. Beim isolierten Ausdruck signalisiert in der Regel der Kontext, wie es zu verstehen ist. Bei wiederholter Bezugnahme beispielsweise durch Pronomina wird die Tendenz immer stärker, das grammatische Geschlechtsmerkmal als Hinweis auf das wirkliche Geschlecht zu deuten. Das geschieht im Übrigen nicht nur beim Maskulinum:

(10) ??*Die Person, die da hinten steht, ist ausgesprochen nett. Sie ist immer freundlich und hilfsbereit. Sie ist der Bruder meiner Chefin.*

- (11) ??*Der Mensch, der da hinten steht, ist ausgesprochen nett. Er ist immer freundlich und hilfsbereit. Er ist die Schwester meines Chefs.*

Beispiel (4) lässt sich so umformulieren, dass sich einmal konsequent am grammatischen Geschlecht orientiert wird, und einmal am wirklichen. Das sieht dann so aus:

- (12) a. *Wer schwanger ist, der sollte nichts Schweres heben. Man sollte das seinem Mann überlassen.*  
b. *Eine Frau, die schwanger ist, sollte nichts Schweres heben. Sie sollte das ihrem Mann überlassen.*

Wer nicht bereit ist, (4a) gleichermaßen wie (4b) gelten zu lassen, sollte in Punkto Sprache und Diskriminierung besser bei sich selbst beginnen. Welche „patriarchalen“ Stereotype (12a) befördern soll, die (12b) nicht auch befördert, ist mir im Übrigen schleierhaft.

Die Tendenz, möglichst zügig bei der Wahl der Pronomina das wirkliche Geschlecht zu berücksichtigen, in Abkehr zu der strikten Orientierung am grammatischen Geschlecht wie im obigen Zitat der Brüder Grimm, illustriert auch das folgende Beispiel, in dem ich (13a) gegenüber (13b) bevorzuge:

- (13) a. *Das Mädchen, das da hinten steht, ist sehr nett. Sie wohnt mit ihrer Familie in unserer Straße.*  
b. ?*Das Mädchen, das da hinten steht, ist sehr nett. Es wohnt mit seiner Familie in unserer Straße.*

Im Gegensatz zu dem *Rothkäppchen*-Zitat bedarf es in (13a) keiner nominalen Vollform, um den Wechsel auf *Sie* zu vollziehen. Es genügt die Satzgrenze. Dass *Sie* sich auf das vorerwähnte Mädchen bezieht, scheint trotz Unterschieds im grammatischen Geschlecht keine Probleme zu machen.

Meine Bewertungen der Beispiele in (4, 7-13) mögen nicht von allen im Detail nachvollzogen werden. Unbestrittener Konsens ist es jedenfalls in der Linguistik, dass wir es in der Sprachverwendung mit sehr subtilen Differenzen zu tun haben, die die Verwendung eines Mittels als mal mehr, mal weniger gelungen erscheinen lassen, und dass starre Regeln nicht die passende Lösung für Probleme dieser Art sein können. Das eigene Sprachgefühl ist ein unersetzbarer Kompass. Gleichzeitig ist es ein sehr subjektiver Kompass. Der richtige Umgang mit dem Sprachgebrauch Anderer verlangt deshalb auch etwas, was dem angeblich diskriminierungssensiblen Diskurs über Sprache nach meiner Beobachtung abgeht: guter Wille, Einfühlungsvermögen, Respekt, Toleranz.

Unser Bestehen auf einer nicht-pauschalen Bewertung sprachlicher Mittel gilt allgemein. Auch Pronomina verwenden wir aus verschiedenen guten Gründen und können nicht einfach auf sie verzichten, nur weil sich manchmal grammatisches und wirkliches Geschlecht in die Quere kommen. Es ist überhaupt nicht einzusehen, wieso das im sehr ähnlich gelagerten Fall des sogenannten generischen Maskulinums nicht genauso sein soll. Expliziter und damit umständlicher werden wir nur, wenn es nötig ist. Das ist ein elementares Prinzip von Sprache und Kommunikation.

Sowieso wirken einige im gendersprachlichen Diskurs vorgeschlagene Lösungen nicht wie zu Ende gedacht. Zwei sehr gebräuchliche Mittel zur Vermeidung sogenannter generischer Maskulina sind Partizipien und die *-\*innen*-Konstruktion. Während Partizipien im Plural wie *Studierende, Mitarbeitende* (vgl. das gut etablierte *Auszubildende*) dabei Geschlecht im Sinne einer abstrahierenden Interpretation unbestimmt lassen, thematisiert die *-\*innen*-Konstruktion genau umgekehrt Geschlechtlichkeit in ihrer Vielfalt, macht also gerade Geschlecht(ervielfalt) *sichtbar*. Damit sind es aber grundsätzlich *bedeutungsverschiedene* Mittel, die nicht in allen Kontexten gleichermaßen gut einsetzbar sind, um das sogenannte generische Maskulinum zu umgehen. Tatsächlich wirkt die übermäßige Thematisierung von Geschlecht durch die *-\*innen*-Konstruktion häufig störend, weil eben Geschlechtlichkeit für Vieles, worüber wir nachdenken, irrelevant ist. Das gilt natürlich genauso für Fälle wie (3b). Nur ist (3b) eben nicht exemplarisch für alle Verwendungsfälle sogenannter generischer Maskulina.

Wollte man dem entgegen, dass es ja gerade das Ziel sei, Geschlecht sichtbar zu machen, um geschlechtsbezogener Unterdrückung entgegenzuwirken, wäre meine Replik wiederum, dass eine solche politische Motivation, deren Ziel des Diskriminierungsabbaus ich eigentlich eher näherstehe, nicht zur Grundlage allgemeiner Regeln gemacht werden kann, zumal wie gesagt die *ständige* Thematisierung von Geschlecht dem zügigen Verstehen im Wege steht.

Die damit verbundene vermeintlich kritische Einsicht, dass die herkömmlichen etablierten sprachlichen Mittel Stereotype befördern, ist so richtig wie für Linguisten trivial: eine Sprache ist ihrer Natur nach ein System *sozialer Konventionen*. Es besteht aus sprachlichen Einheiten und Bildungsregeln, die notwendigerweise durch *häufigen Gebrauch* konventionalisiert wurden. Die Notwendigkeit für häufigen Gebrauch besteht jedoch nur für häufig Vorkommendes, also Typisches. Das heißt aber nicht, dass wir im konkreten Sprachgebrauch auf Stereotype festgelegt sind, denn wir müssen unterscheiden zwischen den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, wie dem Lexikon und den Regeln, und dem, was wir mit diesen Mitteln anstellen können, wenn wir kommunizieren. Die Bedeutungen der etablierten sprachlichen Einheiten an sich sind begrenzt, vage und stereotyp. Die Möglichkeiten der Bedeutungskonstitution in der Kommunikation sind aber in jeder Hinsicht unbegrenzt.

Ein weiteres Problem bei der Einführung neuer Formen ergibt sich aus einer *Kontrollillusion*. Der alten Form (z.B. *Flüchtling*) werden negative Eigenschaften zugeschrieben, die die neue Form nicht haben soll (z.B. *Geflüchtete\**). Wortbedeutungen (wie vage sie auch sein mögen) sind aber das Produkt der kommunikativen Dynamik in der Gemeinschaft. Sobald ein Wort allgemeine Verbreitung hat (also auch unter vermeintlichen Gegnern der eigenen Partei), was ja das Ziel ist, bestimmt sich darüber auch, was mit seiner Bedeutung passiert (würde Pegida künftig Hetze über *Geflüchtete* verbreiten, müsste man sich, gemäß dieser Logik, schon wieder ein neues vermeintlich neutrales Wort einfallen lassen und so immer weiter).

Störung entsteht bei Verwendung des Gendersterns aber noch in einem anderen Sinne. Der folgende kurze Auszug (ein konsequent gegendertes Zitat aus einem anderen Text) stammt aus einer im Übrigen ganz hervorragenden Bachelorarbeit über die Förderung der Lesekompetenz, insbesondere des flüssigen Lesens, an dem es noch in der Sekundarstufe I an deutschen Schulen hapert:

*„Ein\*e flüssige\*r Leser\*in kann die kognitiven Ressourcen nahezu vollständig für das Verstehen eines Textes nutzen. Disfluente Leser\*innen hingegen schöpfen ihre kognitiven Kapazitäten für den basalen Leseprozess des Dekodierens aus, sodass sie sich nur wenig und mit größter Anstrengung auf den Inhalt konzentrieren können“*

Ich kam mir beim Lesen des Trios zu Beginn der Passage jedenfalls reichlich disfluent vor (was an der hier variierenden kombinatorischen Logik des Sterns liegt!) und vermute, vor dem Hintergrund der genannten schulischen Defizite, dass Gendersterne nur etwas für Erwachsene sind. Im Ernst: verringerte Lesekompetenz ist besonders ein Thema bei der steigenden Zahl von Kindern und Jugendlichen, die in jüngerer Zeit nach Deutschland eingewandert sind und besonders, wenn ihr familiäres Umfeld eher „bildungsfern“ ist. Die Möglichkeit von Bildungsteilhabe, von gesellschaftlicher Teilhabe überhaupt, hängt für die Leseschwächeren stark davon ab, dass ein unkompliziert verwendbares Schriftsystem zur Verfügung steht. Der Genderstern dient dem sicher nicht (heißt es *der\*die Leser\*in* oder *die\*der Leser\*in*?).

Dass unsere Sprache nicht perfekt ist, wissen wir. Sprachwandel findet natürlich auch permanent statt, aber höchst selten ist einer der unzähligen Versuche erfolgreich, eine Neuerung per Initiative einer Minderheit von Aktivisten im allgemeinen Sprachgebrauch durchzusetzen (trotzdem geschieht es: das *Fahrrad* verdanken wir einer solchen Initiative). Besonders aussichtslose Kandidaten sind künstlich wirkende Formen wie eben der Genderstern oder generell umständliche Formen, die einfache ersetzen sollen. Die Mehrheit der Sprachgemeinschaft außerhalb der akademischen Milieus ist mit solchen Initiativen kaum zu erreichen. Allenfalls

sind diese deshalb dazu geeignet, die sowieso gerade grassierende gesellschaftliche Spaltung zu vertiefen – was in niemandes Interesse liegen sollte und unserem Bildungsauftrag entgegensteht.

Und nicht nur dem: Wenn Kommunen wie beispielsweise die Stadt Bielefeld die Texte ihres Webauftritts konsequent mit Gendersternen ausstatten, dann signalisieren sie – folgt man meiner Argumentation – eben auch, dass Nicht-Akademiker als Leser ihrer Webseite nicht erwünscht sind. Ist das demokratisch? Ist der Webauftritt einer Kommune – oder irgendeiner öffentlichen Institution – der richtige Ort für solch demonstrative, aber eben parteilich-einseitige und damit kontroverse Belehrung (sozusagen von „oben links“) in Sachen gendersensibler Sprache? Jedenfalls kommt es mir nicht ratsam vor.

In der Regel haben wir ein ganz gutes Gespür dafür, wann einfachere Formen reichen und wann umständlichere Ausdrucksweisen wirklich nötig sind. Das ist ein wesentlicher Aspekt unserer Kommunikationsfähigkeit, auf den wir uns verlassen und den wir auch immer wieder trainieren sollten. Tragischerweise scheinen es ausgerechnet die Akademiker zu sein, die doch so viel auf ihr (eigenes) Sprachgefühl (und ihren Gerechtigkeitssinn) geben, die ihm (bei Anderen) am wenigsten vertrauen.

Die hier vorgebrachten Bedenken stehen im Einklang mit den Empfehlungen des *Rats für deutsche Rechtschreibung* vom 26.03.2021 zur geschlechtergerechten Schreibung, in denen es unter anderem heißt:

„Die geschriebene deutsche Sprache ist nicht nur von Schülerinnen und Schülern zu lernen, die noch schriftsprachliche Kompetenzen erwerben und deren Leistungen nach international vergleichenden Studien immer wieder Gegenstand öffentlicher und vor allem bildungspolitischer Diskussionen sind. Rücksicht zu nehmen ist auch auf die mehr als 12 Prozent aller Erwachsenen mit geringer Literalität, die nicht in der Lage sind, auch nur einfache Texte zu lesen und zu schreiben. Auch Menschen, die innerhalb oder außerhalb des deutschsprachigen Raums Deutsch als Zweit- oder Fremdsprache erlernen, sollte der Sprach- und Schrift-erwerb nicht erschwert werden.

Diese Kriterien geschlechtersensibler Schreibung werden von den in den letzten Jahren in manchen Bereichen, vor allem Kommunen und Hochschulen, verfügten Vorgaben zur geschlechtergerechten Schreibung nicht erfüllt. Das gilt vor allem für die Nutzung von Asterisk, Unterstrich, Doppelpunkt und anderen verkürzten Zeichen, die innerhalb von Wörtern eine „geschlechtergerechte Bedeutung“ zur Kennzeichnung verschiedener Geschlechtsidentitäten signalisieren sollen. Diese Zeichen haben zudem in der geschriebenen Sprache auch andere Bedeutungen, z. B. Als Satzzeichen oder typografische Zeichen oder informatik- und kommunikationstechnische Zeichen. Ihre Nutzung innerhalb von Wörtern beeinträchtigt daher die Verständlichkeit, Vorlesbarkeit und automatische Übersetzbarkeit sowie vielfach auch die Eindeutigkeit und Rechtssicherheit von Begriffen und Texten. Deshalb können diese Zeichen zum jetzigen Zeitpunkt nicht in das Amtliche Regelwerk aufgenommen werden.

Für den Hochschulbereich erscheint fraglich, ob die Forderung einer „gegenderten Schreibung“ in systematischer Abweichung vom Amtlichen Regelwerk der deutschen Rechtschreibung für schriftliche Leistungen der Studierenden und die Berücksichtigung „gegenderter Schreibung“ bei deren Bewertung durch Lehrende von der Wissenschaftsfreiheit der Lehrenden und der Hochschulen gedeckt ist. Hochschulen und Lehrende haben die Freiheit des Studiums nicht nur bei der Wahl von Lehrveranstaltungen, sondern auch bei der Erarbeitung und Äußerung wissenschaftlicher Meinungen der Studierenden zu beachten und zu schützen.“ ([https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr\\_PM\\_2021-03-26\\_Geschlechtergerechte\\_Schreibung.pdf](https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf), abgerufen am 5.5.2021)